

Anekdoten über

Thomas Mann

*Er konnte ja
sehr drollig sein*

*Gesucht und gefunden
von Renate Hoffmann*

Eulenspiegel Verlag

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

*»Man sieht, wie es die Leute
nach Erheiterung verlangt.«
Thomas Mann*

ISBN 978-3-359-02488-0

© 2015 Eulenspiegel Verlag, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag,
unter Verwendung eines Fotos von Florence Homolka,
Thomas Mann Archiv, © Keystone, Switzerland

Die Bücher des Eulenspiegel Verlags erscheinen
in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel-verlagsgruppe.de

❖ NAMEN ❖

Wer nennt sie? Wer kennt sie? Zählt sie? Seine Taufnamen lauteten: Paul, Thomas. Scherz, Neckerei, Zuneigung, Abneigung, kuriose Anlässe und die Lust am Verballhornen der Sprache schufen immer neue hinzu. Paul Thomas Mann variierte sie selbst auch vergnüglich. Im elterlichen Hause, bei Senators, hieß er »Dichter Thos« – sein literarisches Talent drängte beizeiten ans Licht –, Mutter Julia Mann nannte ihn zärtlich ihren »alten Peter«, und für den jüngsten Bruder Viktor war er »Onkel Ommo«. »Tommy« und »Tom«, als Abwandlung seines Vornamens, lagen ohnehin nahe und gehören nicht zu den herausragenden Einfällen. Anders schon stehen die Dinge bei »Pielein« (vielleicht von »Papilein« hergedacht) und »Tobbilein«. Man bemerkt, Thomas Mann fielen inzwischen Vaterfreuden zu. Der Nachwuchs springt mit seinem Namen um, hüllt ihn in kindliches Geplapper. Katharina, geborene Pringsheim, genannt Katia, erfindet für Tommy, ihren Ehemann, eine sprachlich wie psychologisch famos ausgeklügelte Benennung: »Reh« beziehungsweise »rehartiges Gebilde von großer Sänfte«. Der Namenskreis erweitert sich beständig: »Papale, Herr Papale, Zauberer« oder »Herr Zauberer« oder »Herr Zauberle«. Bei Ungehorsam mit anschließender Schelte nannten ihn die Kinder, wohlweislich hinter seinem Rücken: »Der Alte«. In »Tonio« erkennt man richtig eine der von Thomas Mann erschaffenen dichterischen Gestalten. Mit dem Älterwerden erhält der Namensschatz noch die Zugänge: »Opapa« und »Opapale«. Die aus dem Sammelsurium abgeleiteten Kürzel

unter Schriftstücken: T., P., Z., H. P. und T. M. lassen sich nun leicht aufklären. Achtung: »P.« kann sowohl »Papa«, »Papale« wie auch »Pielein« bedeuten. Und grundsätzlich wird »H. P.« als Neutrum behandelt; das Herrpapale.

Gleichsinnig entfallen auf Katia Mann – die kluge, vielwissende, umsichtige, fürsorgliche, humorvolle Ehefrau – die Benennungen: »Kleine Gelehrte« (sie war klein von Gestalt), »Mielein, Element der Süßigkeit, Fraumamale« und weitere.

Es folgte die füllhornartige Ausschüttung von Neck-, Kose- und Beinamen über Kinder, Verwandte, Freunde und Freundesfreunde. »Knappi« stand für den Dirigenten Hans Knappertsbusch; »Kuzi« für den Münchner Generalmusikdirektor Bruno Walter. Der Schriftsteller Bruno Frank und seine Frau hießen »Die Fränkchens«. Die »beiden Brunos« wiederum fasste man in der »Schar der Brunonen« zusammen. Selbst unbelebte Gegenstände und Objekte, zum Exempel Wohnsitze, erhielten ihre Umtaufe. Die Welt der gefälligen Pseudonyme gedieh prächtig.

❖ SPIELE ❖

Je weiter man sich von ihr entfernt – oder sie sich von uns –, desto hartnäckiger behauptet die Zeit der Kindheit ihren Winkel im Gedächtnis. Das kleine Weltbild, erbaut nach seinen nie mehr wiederkehrenden architektonischen Regeln. Thomas Mann, der in seinem Leben nichts anderes getan haben will als »zu träumen, Dichterbücher zu lesen und selbst dergleichen herzustellen«, erinnert sich warmen Herzens. Nicht nur an die Gegen-

stände, die ihn umgaben, auch an die Empfindungen, die sich daran knüpften. Da war der Kaufmannsladen mit Verkaufstisch und Waage, in dem man hantieren konnte, und der viele Schubfächer mit Waren (sprich Zuckerwaren) besaß, die sich, nach Verschwinden des Inhaltes, auf geheimnisvolle Weise wieder füllten.

Von der jungengemäßen Ausstattung, die man Tommy schenkte, hielt er nicht viel. Nun ja, die Ritterrüstung samt Helm, Schild und Lanze aus eisenfarbener Pappe, sie trug durchaus den Nimbus des Heldenhaften. Und die »Bleisoldaten«, mit denen man die Schlacht bei Waterloo hätte nachstellen können oder den traurigen Rückzug der Franzosen über die Beresina. Berittene Bleikerle waren darunter, die sogar vom Ross absitzen konnten.

Der Schneider in Lübeck maß ihm eine »vorschriftsmäßige, blaue Husarenuniform« an. Sicherlich stand sie dem Knaben gut zu Gesicht. Aber seine Passion war sie nicht. Die galt dem Schaukelpferd »Achill«. Und Hunden! Er scharte sie um sich, die aus den verschiedensten Materialien gefertigten Dackel, Möpse, Jagdhunde, und schmückte sie mit schillernden Stoffresten.

Vom Puppentheater, dem Tummelplatz grenzenloser Fantasie, glaubte Thomas, sich auch in fernen Tagen des ungewissen Erwachsenendaseins nicht trennen zu können. Bis Bruder Heinrich ihn darauf hinwies, wie komisch es sei, wenn er als Mann mit tiefer Stimme immer noch vor dem Puppentheater hocke.

Nicht jedes Buch der elterlichen Bibliothek durften die Kinder lesen. Zur erlaubten Lektüre gehörte Toms Lieblingsbuch. Auf dem Umschlag thronte die stolze schildtragende Pallas Athene, und drinnen lockten Geschich-

ten aus Homers und Vergils Werken. Eine Auswahl der aufregendsten Abenteuer des klassischen Altertums. Dieses Buch triumphierte über alle Indianergeschichten. »Dichter Thos« nahm's als Anleitung zum Handeln und erdachte die »Götterspiele«. Für die Umwelt nicht immer ungefährliche Aktionen. Warf er sich in die Rolle des Achilleus, so hatte eine der Schwestern den toten Hektor zu übernehmen (den toten Hektor, wohlbemerkt), den Thomas-Achill um das Grab des Patroklos schleifte. Dreimal! Wie Homer es in der Ilias beschrieb. Klassische Ordnung musste schließlich sein! Tommy erstieg den Olymp – ein rotes Lacktischchen, hoffentlich von stabiler Machart – und ward dort zum Göttervater Zeus. Von seiner Götterburg wehrte er den Titanen und »blitzte« mit einer glöckchenbesetzten Pferdeleine ihre Angriffe ab. Bestieg sodann den geflügelten Pegasos und ließ sich auf seinen Schwingen davontragen.

❖ ONKEL OMMO GIBT DEN NIKOLAUS ❖

In der Familie Mann, des Senators Mann, lagen zwischen den Ältesten, Heinrich und Thomas, und dem Jüngsten, Viktor, bald zwei Jahrzehnte Altersunterschied. Aus der Sicht des Kleinen waren die beiden Großen »Onkels«. Die »Onkels Heini und Ommo«. Den Ommo hielt man für geeignet, Viko, dem Kleinen, als heiliger Nikolaus zu erscheinen. Es begab sich die übliche Geschichte.

Ommo, bärtig und hübsch weihnachtsmännisch ver-

kleidet, trat ein und spielte die Rolle des frierenden, aber munteren Alten aus dem Walde. Dieser Heilige schien ein komischer Heiliger zu sein, denn alle brachen in Gelächter aus. Schwester Julia, halb erstickt vor Lachen, versuchte noch den Heiligenschein zu retten: »Aber Tommy!!« Vergebens. Die Gloriolen waren erloschen. Onkel Ommo fand nur unter großer Anstrengung zur eigentlichen Aufgabe zurück: »Wo ist denn nun der Junge?« Der »Junge« trat vor. Längst hatte er den Zauber durchschaut (der heilige Nikolaus ist doch keine Witzfigur!), spielte aber, seinem Onkel Ommo zuliebe, das Spiel noch einmal mit. Illusion löste sich in Heiterkeit – eine glückliche Variante der Aufklärung.

❖ DAS TELEGRAMM ❖

Frau Senator Julia Mann, geborene da Silva Bruns, war besorgt um ihre fünf Kinder. Nach Herrn Senators Tod, 1891, oblag ihr die Verantwortung allein, zumindest für die jüngeren. Die Wintermonate beunruhigten die Mama besonders. Sie befürchtete, die Kinder könnten auf vereisten Straßen und Plätzen ausrutschen, »hinschlagen«, auf den Hinterkopf fallen, und das habe unwiderrufflich eine Gehirnerschütterung zur Folge. Als Heinrich und Thomas – Heini und Ommo – sich in Italien tummelten, nutzten sie schamlos die Angst ihrer Mutter aus. In Geldnöte geraten, sandten sie aus Rom (wo zu dieser Zeit kaum mit Glatteis zu rechnen war) an Julia Mann ein Telegramm: »grässlich auf den hinterkopf geschlagen erbitten tausend ...« Nach anderer Quelle sollen es

»einhundert mark« gewesen sein. Das ist unbedeutend. Natürlich durchschaute die Mama den herrlichen Koloros, amüsierte sich und half ihren »beiden Großen« aus der Klemme.

❖ DICHTWERKE DER GEBRÜDER MANN ❖

I. Zu nennen wäre als Erstes ein gemeinsames Frühwerk, dramatischer Natur, welches Heinrich und Thomas Mann für ihren Bruder Viktor und dessen Marionetten-Theater schufen. Es war ein Schauspiel mit moralisierendem Grundton, abartigen, doch auch erhebenden Momenten. *Katharina Puckmichnich oder die Guzeln* geheiß. Leider gilt das Werk als verschollen.

II. Von ungleich höherer Bedeutung erscheint uns das *Bilderbuch für artige Kinder*. Die Brüder gestalteten es während ihres Italienaufenthaltes (1896 bis 1898) für die jüngeren Geschwister Carla und Viktor. Bei diesem Werk handelt es sich um einen Höhepunkt im Schaffen der Gebrüder M. und M. Denn das genannte Buch vereint Literatur und bildende Kunst. Einige Glanzlichter seien herausgegriffen.

DER INHALT. »Fünfundvierzig Kunstwerke von Meisterhand, worunter achtundzwanzig kolorierte Bilder, ... nebst sechzehn begleitenden Kunstgedichten und vielen Textbemerkungen, ... mit Sorgfalt und unter besonderer Berücksichtigung des sittlichen Gedankens für die heranreifende deutsche Jugend gesammelt und herausge-

geben.« Der Länge des Satzes nach darf man Tommy als Urheber dieser Darstellung vermuten.

DER HERAUSGEBER. »Oberlehrer Doktor Hugo Giese-Widerlich«. Mit Porträt. (Nach der Beschreibung Viktors das Schreck- und Zerrbild eines Paukers.)

DIE BALLADE. »Raubmörder Bittenfeld vom Sonnenuntergang überwältigt.« Mit Gemälde. (»wildfarbige Sonne«; der Mörder; ein blutiges Messer.) Begleittext: »Schorke! Kam auch dir die Stunde jetzt, / da dein Blick sich am Erhabnen letzt, / eine Träne deine harte Wange netzt / und das gramzerfressene Gerippe ätzt. / ... Eine Laus, ein Wurm nur stehst du da, / Seelen fordert Philadelphia!«

(Angeblich einem bedeutenden französischen Roman entnommen.) Im Boudoir macht ein Paar Konversation: »Gehen Sie sich fort, schmutziges Tier«, sagte sie ihm. Er verbeugte sich ... mit einem Blick, welcher sie rot sehen machte. Er sagte ihr: »Adieu, meine Freundin!« Und entschwand.

Zur großen Betrübnis ging die literarisch-bebilderte Kostbarkeit in den Wirren der nationalsozialistischen Zeit verloren. Viktor Mann versuchte in seinem Buch *Wir waren fünf* eine Rekonstruktion aus der Erinnerung.

III. Gebrüder Mann & Co. Viktor greift in die literarische Tätigkeit seiner berühmten Geschwister ein. Thomas, mit den *Buddenbrooks* beschäftigt, fragt (soll gefragt haben!) den Bruder nach einem Kraftausdruck für folgende Szene: Der angetrunkene Ehemann, Münchner, wird von seiner Frau mit dem Dienstmädchen in flagranti überrascht. Wie äußert er sich, verärgert über das Hinzutreten seiner Gemahlin? Viktor: »Geh zum Deifi,

Sauluada, dreckats!« Der Ausdruck fällt tatsächlich in Thomas Manns Roman – zwischen Herrn Permaneder und Tony Buddenbrook.

Ähnliche Unterstützung hätte er auch seinem Bruder Heinrich auf Befragen hin gewährt.

Als die beiden großen Literaten Viktors Erinnerungsbuch lasen, staunten sie. An derartige Ratschläge konnten sie sich nicht erinnern. Heinrich sagte: »Das muss ihm wohl so vorgeschwebt haben.« Auch Thomas fand es eigenartig und mahnte vorbeugend: »Die Literaturhistorie sollte nicht unbedingt darauf bauen.«

❖ SCHLECHTE NOTEN ❖

Katia Mann sagt es unverbrämt: Weiter als bis zum Einjährigen (Mittlere Reife) habe es ihr Ehemann bekanntlich nicht gebracht. Er selber gesteht, dass der Klassenlehrer einmal in ein Zeugnis von ihm geschrieben hätte: Er »beschäftigt sich zu wenig mit dem, was für die Schule nötig tut.«

Klaus Mann sieht die schulischen Leistungen seines Vaters ebenfalls kritisch, Onkel Heinrich gleich mit inbegriffen, und gibt ein Pauschalurteil ab: »Mit den beiden Jungen war nicht viel Staat zu machen.« In der Schule – aufsässig und faul, im Sport – »komplette Versager«. Die Brüder befassten sich mit Literatur, so würde in Lübeck abfällig geredet. Den Großvater, Senator Thomas Johann Heinrich Mann, hätte man dieserhalb nur bedauern können.

Thomas musste mehrere Klassen wiederholen und

erreichte den schulischen Abschluss nur mühsam – das entspricht Katias Formulierung von: bekanntlich-nicht-weiter-gebracht. Vernichtend jedoch fällt die Äußerung des ehemaligen Deutschlehrers aus: »Das soll ein bedeutender Schriftsteller sein? Er hat nie einen ordentlichen Aufsatz schreiben können!« Da staunt man doch, wie Thomas sich gemausert hat.

❖ PLATTFUSS, RECHTS ❖

Im Juni 1900 greift die »Ober-Ersatz-Commission« in München nach Thomas. Aufruf zur Musterung. Man befindet ihn als »tauglich für alle Waffengattungen«. Daraus folgt, dass er am 1. Oktober »zum Entsetzen aller Feinde des Vaterlandes« den Wehrdienst antreten wird. Er betrachtet die Angelegenheit durchaus positiv. Es sei ihm nämlich bewusst, dass es ohne ihn um die deutsche Armee schlecht bestellt wäre. Andererseits beunruhigen ihn mögliche Konsequenzen. Deshalb warnt er einen Freund, beim nächsten Besuch nicht überrascht zu sein, wenn er einen »vertierten Söldling« vorfände. Darunter habe man sich einen Menschen vorzustellen, der beim nächsten Familienfest »Silberzeug stiehlt, sich unmäßig betrinkt, wiederholt auf den Fußboden spuckt und sich überhaupt stilvoll als Landsknecht benimmt«.

Der Herbst rückt heran, und der Jüngling Mann rückt ein. Zum »Kgl.-Bayerischen-Infanterie-Leibregiment«, kurz, zu den »Leibern« in der Türken-Kaserne. Man ahnt schon, dass es nicht gutgehen kann. Sein rechter Fuß erweist sich als ungeeignet für den Parademarsch! Meh-

rere Lazarettaufenthalte – halb berechtigt, halb nachgeholfen, machen das Übel brisant.

Die Hilfe kommt von der Mama. Sie stellt die Verbindung zu den »ärztlichen Machthabern« her. Der Hausarzt, Hofrat X, untersucht und gewinnt den Eindruck, dass mit diesem Rekrutenfuß kein Dienst zu machen ist. Hofrat X kennt den Oberstabsarzt Y und ist darüber hinaus mit Thomas' Hauptmann Z befreundet. Die Fäden sind geknüpft. Der Entlassungsbrief folgt.

Der wiedergeborene Zivilist kennt natürlich seinen Schiller und weiß ihn gewandt einzusetzen: »Es ist der Geist, der sich den Körper baut«, müsste ja ein dummer Unsinn sein, wenn mein Körper für den Militärdienst geeignet wäre.«

❖ DAS MANUSKRIPT ❖

Der Herausgabe der *Buddenbrooks* ging eine aufregende Geschichte voraus. Bekanntermaßen schrieb Thomas Mann seine Manuskripte ausschließlich mit der Hand. In den frühen Jahren sandte er sie sogar in dieser Form an Redaktionen und Verlage. Doch bei den *Buddenbrooks*, der bisher wichtigsten Niederschrift, kamen ihm Bedenken. Nicht etwa, dass er den Roman in Maschinenschrift übertragen ließ, keineswegs; er beabsichtigte, ihn für den Posttransport hoch versichern zu lassen. Sorgfältig verpackte er das Bündel der zweiseitig beschriebenen Blätter, drückte ein Siegel darauf und adressierte es an den Verleger Samuel Fischer. Auf dem Postamt erklärte er, das Paket bedürfe einer Versicherung. »Was ist denn

drin?« – »Ein Manuskript.« ... ? ... »Aha!« Abschätzender Blick auf den Versandgegenstand. »Wie hoch?« – »Tausend Mark!« Schweigen. Es lässt sich denken, was in der Postangestellte Seele vorging: Ein Manu – was? im Wert von tausend Mark? ... »Aldann!«

Die handgeschriebenen *Buddenbrooks* werden auf den Weg gebracht. Die erwartete Nachricht von S. Fischer bleibt aus. Thomas Mann, von Selbstzweifeln gequält, beschließt, wenn das Buch niemand haben will, dann werde er Bankbeamter. Noch rechtzeitig vor Ausführung dieses Gedankens trifft Fischers Zusage ein. Sie hebt ihn aus den Molltönen in jubelndes Dur. Das Buch solle ungekürzt und in drei Bänden erscheinen. Dem Bruder Heinrich teilt er mit: »Ich werde mich photographieren lassen, die Rechte in der Frackweste und die Linke auf die drei Bände gestützt; dann kann ich eigentlich getrost in die Grube fahren.«

❖ HUDELEI MIT KLUGEN FRAUEN ❖

Im schönen Monat Mai des Jahres 1901 wohnte Tommy in Florenz. In der Via Cavour II, zwei Treppen. Sein Befinden war so lala. Die Lire schwanden dahin. Sein Gemüt verdüsterte sich, stundenweise. Zwei Lichtblicke, respektive zwei englische Damen fielen in die Düsternis. Miss Edith und Miss Mary. Sie waren, wie der durchreisende Autor, Pensionsgäste in der Casa. Er suchte ihre Bekanntschaft.

Mary, o Mary – sie besonders erfreute und verzauberte

ihn ein wenig. Gemeinsam feierten sie ihren Geburtstag. Thomas überreichte Mary ein Körbchen mit Zuckerfrüchten. Zu den Süßigkeiten gesellten sich Zärtlichkeiten ... Doch – es hat nicht sollen sein. Die Tändelei ging wieder ein. »Ich glaube, ich werde ihr zu melancholisch«, mutmaßte der junge Herr. Er resümierte: »She ist very clever, und ich bin so dumm, immer die zu lieben, die clever sind, obgleich ich doch auf die Dauer nicht mitkann.«

Nur Mut, alles ist im Flusse!

❖ MEINUNGSWANDEL ❖

Man weiß es. Mit seiner Heimatstadt Lübeck lag der Dichter in Fehde. Und sie mit ihm. Nach Erscheinen der *Buddenbrooks* schlugen die Wellen hoch. Die Lübecker fühlten sich getroffen und hatten für ihn nur noch Verachtung übrig. Ein Bürger, so erzählt Thomas Mann verschmitzt, den man nach ihm befragt habe, soll lakonisch geantwortet haben (vielleicht sogar begleitet von einer wegwerfenden Handbewegung): »Ach, nach dem ist auch nichts gekommen, der is auch man so in München.«

Dann aber gewann Thomas zunehmend in der literarischen Welt an Rang und Namen. Das blieb selbst in Lübeck nicht verborgen. Die öffentliche Meinung änderte sich. Als die Sprache wieder einmal auf ihn kam, da klang es von der vox populi begeistert: »Ne, alles was recht ist, Tommy ist ein Genie!«

Sehr spät, aber immerhin noch rechtzeitig, beendete Lübeck die Fehde und verlieh dem stadteigenen »Genie« 1955 die Ehrenbürgerschaft.